



dot  
books

Deana  
Zinßmeister

Der Duft  
der  
Erinnerung  
Roman

»Ich war so mit mir selbst beschäftigt, dass mir erst jetzt auffällt, dass ich noch nicht einmal weiß, wo Sie in Australien leben«, entschuldigte sich Luise.

»Wir wohnen am westlichen Stadtrand von Sydney. Mein Vater ist Kommandant der Marineinfanteristen. Peggys Vater ist der Pfarrer unserer Gemeinde. Wir sind erst seit vier Monaten verheiratet. Nun möchte ich meiner Großmutter meine wunderbare Frau vorstellen. Da Großmutter schon über siebzig Jahre alt ist, wollte sie nicht mit nach Australien übersiedeln.« Er lachte kurz auf und erzählte: »Als wir versucht haben, sie umzustimmen, hat sie mit ihrem Gehstock auf den Tisch geklopft und gemeint, einen alten Baum verpflanze man nicht. Daraufhin haben mein Bruder und ich ihr versprochen, dass wir sie in London besuchen werden, sobald wir verheiratet sind«, erzählte Reeves, als ob er Luise schon ewig kennen würde.

»Da wird sich Ihre Großmutter sicher freuen, Mr. Reeves. Wir wohnen entgegengesetzt, etwa vier Stunden entfernt von Sydney. Ich bin nur selten in der Stadt. Wie ist es dort? Ich habe gehört, dass es eine sehr unruhige Stadt geworden sein soll.«

»Ja, das kann man wirklich so ausdrücken. Ob man es glauben will oder nicht, zeitweise diente Rum als offizielle Währung. Das Monopol besitzen natürlich die britischen Armeelieutnants. Als Sydney gegründet wurde, kamen fast ausschließlich Gefangene an diesen Ort. Ich kann Ihnen sogar die exakte Zahl nennen, denn mein Vater hat vor seiner Versetzung alles genau studiert und uns mit seinem Wissen jeden Tag aufs Neue erstaunt. Es waren fünfhundertachtundsechzig männliche und einhunderteinundneunzig weibliche Strafgefangene. Außerdem zweihundert Marineinfanteristen sowie siebenundzwanzig Ehefrauen und fünfundzwanzig Kinder«, gab er seine Kenntnis lachend preis.

»Du bist so schlau, mein Schatz«, himmelte Peggy ihren Mann an.

Luise spürte einen kleinen Stich im Herzen, als sie das junge Glück beobachtete. Sie war nicht eifersüchtig, aber wieder wurde ihr schmerzlich bewusst, wie sehr sie ihren Mann vermisste.

Clark sprach weiter, da er in Luise eine interessierte Zuhörerin vermutete: »Wissen Sie, Mrs. Fairbanks, ich bin überzeugt, dass wir weißen Siedler in Australien viel falsch gemacht haben. Zum Beispiel war es falsch von Großbritannien, diesen Kontinent mit Strafgefangenen zu bevölkern. Wie schlecht kann eine Regierung sein, die einen ganzen Kontinent als Gefängnis missbraucht? Zuerst haben wir unsere Verurteilten nach Amerika verfrachtet. Das muss man sich vorstellen. Unser Königreich hat so viele seiner Kinder dorthin deportiert, dass Amerika einen Riegel davor schob. Nun kommen die armen Menschen noch weiter weg. Was läuft in unserem Land falsch, dass unsere eigenen Gefängnisse nicht ausreichen? Dass wir so viele Kriminelle haben? Welche strengen Gesetze wurden von welchen ignoranten Menschen erlassen?«

Hilflos zuckte Luise mit den Schultern. Dann meinte sie zaghaft: »Wahrscheinlich ist die Armut in England zu groß. Ich habe gehört, dass viele nur wegen gestohlener Lebensmittel deportiert worden sind. Natürlich werden auch wirkliche Kriminelle unter den Gefangenen sein, aber die meisten sind sicher eher harmlos.« Mehr wollte sie nicht sagen, obwohl sie noch einiges dazu hätte beitragen können.

»Nur nicht so schüchtern, Mrs. Fairbanks. Jawohl, viele dieser armen Menschen sind wegen ihres Hungers verhaftet worden. Ich würde sogar morden, wenn meine Kinder

hungern müssten«, erregte sich Clark.

»Bitte, Liebster, sprich leise«, bat seine Frau mit belegter Stimme.

»Hab keine Angst, mein Liebling. England ist weit weg.« Er wandte sich an Luise: »Ich habe Ihren Blick gesehen, als Sie das Elend in der Seitenstraße bemerkten. Sicherlich haben wir mehr gemeinsam, als wir vermuten.« Sie schaute ihn überrascht an. Clark dämpfte nun doch seine Stimme, als er weitersprach: »Wie schön wäre es gewesen, wenn wir nach Australien gekommen wären, um den Eingeborenen unsere Kultur und unseren Fortschritt näher zu bringen. Was natürlich nicht von heute auf morgen geschehen kann. Es muss ein schleichender Prozess sein. Beide Seiten müssen sich langsam annähern. Wir Weiße brauchen Zeit, um uns auf Land und Klima umzustellen. Genauso, wie die Einheimischen sich an uns gewöhnen müssten. Man müsste sie überzeugen, welche Vorteile sie durch unsere Zivilisation gewinnen würden. Doch was machen wir? Wir benutzen, wie in jeder Epoche, wie in allen Geschichtsbüchern nachzulesen ist, die Hauruckmethode. Die Kreuzritter fackelten auch nicht lange, sondern schlugen jedem den Schädel ein, der nicht schnell genug zum christlichen Glauben übertrat. So ähnlich ergeht es den Aborigines. Jeder, der sich nicht schnell genug in die Kleidung der Weißen zwängt, wird bestraft. Mit Auspeitschen oder sogar mit dem Tod. Es macht mich wütend. Wir sind erst seit kurzer Zeit auf diesem Kontinent, aber wir Weißen benehmen uns, als ob die Aborigines die Eindringlinge wären. Wir vergessen, dass wir nur Gäste sind und froh sein könnten, wenn wir geduldet werden. Haben wir aus der Geschichte nicht gelernt? Auch in unserer Vergangenheit gab es fremde Eroberer, unter denen wir Engländer gelitten haben. Ich kenne keinen Fall in der Historie, in dem Menschen ihre Unterdrückung widerstandslos hingenommen hätten. Es ist das Natürlichste von der Welt, zurückzuschlagen und sich nicht zu unterwerfen. Würden wir mit den Ureinwohnern kooperieren, anstatt sie umzubringen oder zu vertreiben, würden wir sie und ihre Gebräuche respektieren, dann wäre es sehr viel einfacher, auf diesem Kontinent zu leben und zu überleben. Wir könnten so viel von ihnen lernen. Allein schon die Erkenntnis, wie man sich im Busch versorgt, welche Pflanzen man ohne Bedenken essen kann, hätte vielen Neuankömmlingen das Leben retten können.« Clark schien ehrlich empört über seine weißen Mitmenschen zu sein. Seine Frau strich ihm besänftigend über den Arm.

»Wie kommen Sie zu solch einer Erkenntnis? Haben Sie Kontakte zu den Ureinwohnern?«, fragte Luise interessiert.

»Außer mit dem einheimischen Personal kommt man selten mit ihnen in Berührung. Das respektlose Verhalten der weißen Siedler den Einheimischen gegenüber ist jedoch bekannt. Manche schrecken nicht einmal vor Lynchjustiz zurück. Ich habe einen Bericht gelesen, der genau das beinhaltet, was ich Ihnen eben erklärt habe. Aber ich möchte Sie nicht langweilen.«

»Nein, nein, sprechen Sie nur, Mr. Reeves. Es ist sehr aufschlussreich.« Luise war für jede Ablenkung dankbar, denn die Schmerzen kamen schleichend zurück.

Die Droschke hielt vor dem kleinen Teesalon. Luise war froh, dass das Ruckeln ein Ende hatte, denn sie hoffte, dass die Schmerzen wieder vergehen würden. Man bestellte Tee und Marzipantorte. Dann forderte Luise Reeves erneut auf: »Bitte erzählen Sie mir von dem Bericht, den Sie gelesen haben.«

Luise sah ihn aufmunternd an und betrachtete ihn genauer. Clark Reeves war ein ordentlich gekleideter Mann mit dunklen, akkurat gescheitelten Haaren, einem gründlich gestutzten Schnauzer und einer penibel geputzten Brille. Plötzlich wusste Luise auch, warum er ihr so sympathisch war. Er erinnerte sie an Peter Willis, den Geologen, den sie vor geraumer Zeit in Australien kennen gelernt hatte. Willis war vor mehreren Monaten in den Westen aufgebrochen, da man dort ein Kohleflöz entdeckt hatte. Clark hätte Peters Bruder sein können.

Reeves fing an zu erzählen. Nicht so erregt und wild gestikulierend wie in der Kutsche. Eher zurückhaltend, denn der Teesalon war gut besucht: »Ich bekam einen Bericht von dem Ethnologen und Botaniker Joseph Banks in die Hände. Übrigens hat er der Botany Bay ihren Namen verliehen. Banks studierte mit Begeisterung die ihm völlig fremde Pflanzen- und Tierwelt in Australien. Sein Report berichtet darüber, aber auch von dem Leben der Ureinwohner. Sie haben ihn gelehrt, in und mit der Natur in Einklang zu leben. Ich glaube, er ist der einzige weiße Mann, der je die Urbevölkerung Australiens mit dem nötigen Respekt behandelt hat. Allerdings haben sich die übrigen Europäer kein Beispiel an ihm genommen. Leider ist es für die Briten einfacher, das Land zur ›Terra nullius‹ zu erklären, das in rechtlicher Hinsicht ›unbewohntes Land‹ bedeutet. Dadurch können sie schalten und walten, wie sie möchten, und jeden vertreiben, der ihnen lästig ist.« Reeves seufzte leise, als er den letzten Schluck Tee trank.

»Werden Sie nach Australien zurückkehren und mit gutem Beispiel vorangehen?«, fragte Luise.

»Ich habe bereits mit meinem Vater darüber gesprochen. Zum Glück ist er meiner Meinung, dass man etwas ändern muss. Jedoch denken die wenigsten Siedler so. Ich finde es wichtig, dass man nicht mit der Meute läuft, nur weil es bequem ist, aber dabei blind wird für die eigentlichen Belange.« Clark schaute nach allen Seiten, ob er auch keine unerwünschten Zuhörer hatte, und fuhr dann mit fast flüsternder Stimme fort: »Wissen Sie, Mrs. Fairbanks, als wir noch in London lebten, gab es dort eine Organisation, die man verfolgt hat, nur weil sie die Missstände in unserer Gesellschaft angeprangert hat. Man nannte sie die ›Weiße Feder‹. Damals war ich noch zu jung, aber am liebsten hätte ich mich dieser Organisation angeschlossen. Doch sie wurde vom Gesetz verfolgt. Ein Friedensrichter soll dafür verantwortlich gewesen sein, dass der Anführer dieses Verbundes getötet wurde und viele der Mitglieder deportiert worden sind. Wenn ich in London bin, werde ich versuchen, Kontakt zu ihr aufzunehmen. Vielleicht kann ich ein paar Ratschläge erhalten, um eine ähnliche Bewegung in Australien zu gründen. Dann werde ich auf die Verbrechen an den Aborigines hinweisen.«

»Liebster, du machst mir Angst. Es ist viel zu gefährlich ...« Clark versuchte, seine Frau zu beruhigen, als ein lautes Poltern sie aufschreckte. Luise war ohne Vorwarnung vom Stuhl auf den harten Dielenboden gefallen.

Als Luise den Namen der Organisation ›Weiße Feder‹ gehört hatte, war sie so erschrocken, dass ihr für einen kurzen Moment schwarz vor den Augen wurde, sodass sie sich nicht mehr auf dem Stuhl halten konnte. Niemals hätte sie vermutet, diesen Namen so weit weg von London wieder zu hören. Erst recht nicht von jemandem, der diese Organisation regelrecht verehrte. Während Clark von ihr sprach, brachte die Begeisterung

seine Augen zum Leuchten.

Als Luise auf dem Boden lag, verstärkten sich die Krämpfe, wodurch sie unfähig war aufzustehen. Reeves wollte ihr behilflich sein, doch er erreichte nur, dass sie laut wimmerte. Mittlerweile standen mehrere Personen bei Luise und hatten gut gemeinte Ratschläge parat. Jeder Versuch, ihr aufzuhelfen, wurde von Luise vehement abgelehnt. Die Schmerzen wurden von Minute zu Minute heftiger. Peggy saß bei Luise auf dem Boden, stützte ihren Kopf und erinnerte sie immer wieder an die Atemübungen ihrer Mutter.

»Was machen wir jetzt? Wir sind zu weit vom Schiff entfernt. Draußen steht auch keine Droschke mehr«, flüsterte Clark seiner Frau besorgt zu.

Luise hatte ihn trotzdem verstanden: »Zwei Häuser entfernt ist ein Bekleidungsgeschäft. Ich kenne den Inhaber flüchtig. Sein Name lautet Giuseppe Zingale. Bis dahin werde ich es schaffen«, presste Luise zwischen den Zähnen hervor.

Mit vereinten Kräften und unter Luises lautem Stöhnen half man ihr auf die Beine. Kraftlos hing sie in Clarks Arm. Jeder Schritt war eine Tortur für sie. Peggy lief vor, um Mr. Zingale um seine Hilfe zu bitten.

Giuseppe rief sofort nach seiner Frau Maria, die Luise mit einem Schwall italienischer Worte in eine kleine Kammer geleitete, die sonst als Umkleidezimmer diente. Dort ließ sich Luise dankbar auf die Liege nieder.

Reeves erklärte dem Ehepaar Zingale mit wenigen Worten, dafür aber mit vielen Gesten, was sich ereignet hatte.

Maria hatte ihre Hände an ihre Wangen gelegt und schüttelte immer wieder den Kopf. »Signora, ich fühle mich geehrt, dass Sie sich an mich erinnern. Natürlich können Sie so lange bleiben, bis es Ihnen wieder besser geht. Non ce problema!«

Dankbar nickte Luise ihm zu. Sie war vollends erschöpft und schlief kurz darauf unruhig ein.

Als sie wieder aufwachte, saß Kapitän Fraser vor ihr, der sie bestürzt ansah. »Mädchen, Mädchen, was machen Sie für Sachen? Wir können froh sein, dass das nicht mitten auf dem Meer passiert ist.«

»Wo sind Peggy und ihr Mann?«, fragte Luise, peinlich ihrer Lage bewusst.

»Das Ehepaar Reeves ist zurück auf das Schiff gegangen und packt Ihre Sachen zusammen. Sie wissen, Mrs. Luise, dass Sie nicht Weiterreisen können. Die Verantwortung kann und will ich nicht übernehmen.« Als er ihre erschrockenen Augen sah, nahm er ihre Hand, um ihr Mut zu geben. »Luise, ich meine es nur gut mit Ihnen und Ihrem Kindchen. Ich habe bereits alles arrangiert. Sobald Sie sich besser fühlen, bringt Sie Mr. Zingale ins Hospital, damit man Sie gründlich untersucht.«

Als Luise protestieren wollte, sagte er väterlich: »Sie wollen sich beide doch sicher nicht unnötig in Gefahr bringen.«

Stumm schüttelte sie den Kopf: »Nein, das möchte ich wirklich nicht. Aber mein Kind in Südafrika zur Welt bringen, wollte ich auch nicht.«

»Ich denke, Mrs. Luise, es gibt Schlimmeres«, tröstete er sie. »Nun versuchen Sie wieder zu schlafen. Mrs. Reeves wird im Laufe des späten Nachmittags zu Ihnen kommen. Ich werde versuchen, die Abreise der ›Miss Britannia‹ so lange hinauszuzögern, bis man

Sie im Krankenhaus untersucht hat und ich weiß, dass es Ihnen beiden gut geht.«

»Dann kommen Sie aber wieder zu spät zu Ihrer Frau, und das bedeutet, dass Sie ein Donnerwetter erwartet«, erinnerte Luise ihn lächelnd.

»Ja, das habe ich mit einkalkuliert. Aber das Risiko gehe ich ein, denn die Versöhnung ist immer das Schönste«, erklärte er und lachte leise, als sich ihre Wangen röteten.

Im Hinausgehen bedankte er sich bei dem hilfreichen Ehepaar Zingale, und Luise wunderte sich nicht wirklich, als er dies in akzentfreiem Italienisch tat.

Das Ehepaar Reeves kehrte zurück, als Luise gerade von Maria mit einer Tasse Tee verwöhnt wurde. Auch Peggy und ihr Mann kamen in den Genuss. So saß man wie bei einer Teeparty zusammen und plauderte über belanglose Dinge, um Luise von ihrer Lage abzulenken. Als der Gesprächsstoff ausging und die Zingales sich wieder ums Geschäft kümmern mussten, sagte Clark vorsichtig: »Mrs. Fairbanks, Peggy hat Ihre Sachen in Ihren Reisekoffern zusammengepackt. Ich habe alles hierher bringen lassen. Außerdem gab mir der Erste Leutnant einen braunen Koffer mit, der angeblich auch Ihnen gehört. Ich hoffe, es ist in Ordnung. Was Sie für ...«, er räusperte sich, denn es war ihm unangenehm weiterzusprechen, da sie ihm Leid tat, »... nun, alles was Sie für den Aufenthalt im Krankenhaus brauchen, hat Peggy in diese Tasche gelegt.«

»Vielen Dank. Auch dafür, dass Sie den braunen Koffer mitgebracht haben.« Ihre Stimme zitterte, denn nun konnte Luise keine Stärke mehr zeigen, wo keine vorhanden war.

Auch den Reeves war unwohl zumute, als sie Luise erklären mussten, dass sie sie in dieser schlimmen Situation alleine lassen würden. Sie hatten ihr Möglichstes für Luise getan und mussten jetzt an ihre eigenen Pläne denken. Allerdings beruhigte es alle, dass Fraser die Abfahrt noch hinauszögern wollte.

Luise schluckte, bis sie sich wieder unter Kontrolle hatte. »Sie müssen kein schlechtes Gewissen haben und sich nicht sorgen. Wenn ich weiß, dass es meinem Kind gut geht, dann habe ich keine Angst. Eben konnte ich meine Gefühle nicht verbergen, weil Sie den braunen Koffer erwähnt haben. Er gehört zwar zu meinen Gepäckstücken, der Inhalt jedoch gehörte meiner besten Freundin, die vor mehreren Monaten verschwunden ist. Wir nehmen an, dass sie ihrem Leben selbst ein Ende gesetzt hat. Es schmerzt, dass der Kofferinhalt das Einzige ist, was mir von Colette geblieben ist.«

Betroffene Stille herrschte zwischen den drei Menschen. Dann meinte Luise: »Ich möchte Ihnen wenigstens etwas Erfreuliches von mir verraten. Auch ich bin eine glücklich verheiratete Frau. Mein Mann ist Arzt in Australien und im ganzen Land unterwegs, um die Strafgefangenen zu versorgen. Er war gerade wieder fort, als meine Freundin verschwand und ich voller Panik das Land verließ. Ich hoffe, dass er mir bald folgen wird.«

»Nun wissen wir auch etwas über Sie und scheiden nicht gänzlich als Fremde«, meinte Clark.

»Es gibt wenige Menschen, die so sind wie Sie: hilfsbereit und unvoreingenommen. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen je danken kann«, sagte Luise zaghaft lächelnd.

»Vielleicht sehen wir uns in London wieder, und Sie stellen uns Ihren Sohn oder Ihre